

D x L

4636

Begleitheft 3



KULTURHISTORISCHES MUSEUM ROSTOCK

Vorwort

Das Handwerk der Zinngießer ist heute fast ausgestorben, nur wenige Kunsthandwerker beschäftigen sich noch damit. Dabei fanden die kleinen Zinnfiguren zu allen Zeiten ihre Liebhaber, auch schönes Zinngerät ist seit langem begehrtes Sammelobjekt und erfreut sich wachsender Beliebtheit. So haben einzelne jüngere Künstler bereits begonnen, den alten Handwerkszweig zu neuem Leben zu erwecken. Auch die vielfach unbekanntes Zinnsammlungen in den Museen gelangen zunehmend ins Blickfeld der Öffentlichkeit. Gerade die kleineren und mittleren Museen verfügen oft über beachtliche Bestände. So auch das Kulturhistorische Museum Rostock, dessen Sammlung mit ihren typischen Beispielen für die norddeutsche Zinngießerkunst beträchtlichen kulturhistorischen Wert repräsentiert.

Den Anstoß, in Rostock Zinn zu sammeln, gab der 1873 gegründete Altertumsverein, der aber nur über begrenzte Geldmittel verfügte. Deshalb wurden 1888 einige Zünfte gebeten, ihr Zinngeschirr dem Altertumsmuseum als Leihgabe zu überlassen. Die Böttcher und die Lohgerber kamen dieser Bitte in besonderem Maße nach. 1890 ergab sich die Gelegenheit, einige Stücke günstig zu erwerben. Damit war der Grundstein für die Zinnsammlung gelegt. 1903/04 kamen bei Baggerarbeiten für den Neuen Strom in Warnemünde aus einem Schiffswrack mittelalterliche Zinngefäße ans Tageslicht, die zu einem Teil dem Rostocker Museum übergeben wurden. 1933 entschlossen sich weitere Handwerkszweige, ihr Zinn dem Museum zu überlassen, darunter die Bruchfischer-, die Schuhmacher- und die Töpferinnung. Weitere Gefäße kamen durch Schenkung und Ankauf hinzu.

In den dreißiger Jahren begann der damalige Museumsleiter Dr. Arnold Gräbke, sich systematisch mit dem Zinnbestand zu beschäfti-

gen. Er bemühte sich nach Kräften, die Sammlung zu erweitern und Lücken zu schließen, insbesondere durch Arbeiten von Zinngießern aus Rostock und kleineren Landstädten, soweit sie beim Rostocker Zinngießeramt geführt worden waren. Interessanten und wertvollen Zuwachs erbrachten Nachlaßauktionen und nicht zuletzt der Kontakt zu den Rostocker Antiquitätenhändlern. Auch der Rat der Stadt übergab dem Museum aus seinem Besitz zinnerne Schreibgarnituren und Leuchter. Dieser Bestand wurde im 2. Weltkrieg teils durch Auslagerung, teils durch den Bombenhagel in den Aprilnächten des Jahres 1942 beträchtlich vermindert, ein Verlust, der sich trotz einiger Neuzugänge nach Kriegsende nicht ersetzen ließ.

Insgesamt bietet die Rostocker Sammlung einen ziemlich gründlichen Einblick in die norddeutsche Zinngießerkunst. Sie enthält überwiegend Zunftzinn, gefolgt von Haushaltsgeschirr und einigem Kirchengesäß. Prunkzinn ist hier nicht vertreten.

Es gehört zu den Prinzipien sozialistischer Kulturpolitik, alle Zeugnisse menschlicher Schöpferkraft, alles, was in der bisherigen Geschichte an Wertvollem und Schönem hervorgebracht wurde, aufzuspüren, es sorgsam zu bewahren und den heutigen Generationen nahezubringen, um es sodann unverseht weiterzugeben an die kommenden. Hierbei fällt den Museen eine wichtige Mittlerrolle zu. Die Zinnsammlung des Kulturhistorischen Museums ist ein wertvoller Kulturbesitz der Stadt Rostock. Und sie hat viel zu erzählen aus der Vergangenheit: von Glanz und Untergang, von Feuersglut und Kriegsnot, von trinkfreudigen Meistern und geplagten Gesellen, auch von allerlei Schabernack, vor allem aber von der Zunft der kunstsinnigen, traditionsstolzen und arbeitsamen Rostocker Zinngießer.

Johann Joachim Bernitt
ROSTOCKER
ZINNSAMMLUNG



KULTURHISTORISCHES MUSEUM
ROSTOCK 

ZINN, chemisches Zeichen Sn (vom lateinischen Stannum), zählt zu den unedlen Metallen. Sein Schmelzpunkt liegt etwas über 230°C. Das silbergraue mattglänzende Metall ist sehr weich und dehnbar und gut zu bearbeiten. Nach ihm erhielt das hauchfein ausgewalzte „Silberpapier“ seinen Namen: Stanniol. Zinn ist resistent gegen Luft, Wasser und bestimmte Säuren und nicht gesundheitsschädlich, weswegen es sich vorzüglich als Material für Speise- und Trinkgefäße eignet.

In der Natur wird Zinn kaum als reines Element gefunden, überwiegend als Zinndioxyd (SnO_2) = Zinnstein (auch Kassiterit vom griechischen Kassiteros = Zinn). Zinnstein tritt hauptsächlich in zwei Erscheinungsformen auf: Bergzinn und Seifenzinn. Das Bergzinn ist an seiner ursprünglichen Lagerstätte in festes Gestein eingewachsen und muß gebrochen und in mühevollen Röst- und Reinigungsprozessen aufbereitet werden. Das Seifenzinn dagegen ist durch jahrtausendelange Verwitterung abgesprengter, fortgeschwemmter und an sog. „Trümmerlagerstätten“ oder „Seifen“ abgelagerter Zinnstein und wesentlich leichter abzubauen. Umfangreiche mechanische und chemische Arbeitsgänge sind erforderlich, um aus dem Zinnstein das handelsübliche Metall mit einem Reinheitsgrad von 98 bis 99,9 Prozent zu gewinnen.

Die Geschichte der Zinnförderung reicht bis in prähistorische Zeit zurück. Schon den Menschen der Bronzezeit war bekannt, daß eine Legierung aus Kupfer und Zinn die harte, sehr widerstandsfähige Bronze ergibt, die sie für ihre Beile, Streitäxte und Speerspitzen benötigten. Auch Hausgerät, Schmuckwerk und Kultgegenstände wurden bereits vor 4 000 Jahren aus Bronze hergestellt.

Zinn kommt in allen Erdteilen vor. Gegenwärtig sind die Hauptfundorte Malaysia, Indonesien und Bolivien, die UdSSR und China. Die europäischen Vorkommen haben nur noch geringe Bedeutung. Dabei zählten die reichen Zinngruben von Cornwall im südwestlichen England, um die Mitte des 2. Jahrtausends

v. u. Z. von phönizischen Seefahrern entdeckt, einst zu den Hauptlieferanten der Alten Welt. Seit dem 12. Jahrhundert u. Z. wurde auch im sächsischen und böhmischen Erzgebirge Zinn gefördert, so in Graupen, Schönfeld und Schlaggenwald, später auch in Platten und Gottesgab, in Ehrenfriedersdorf, Eibenstock, Zinnwald u. a. Von hier wurde der gesamte mitteleuropäische Raum beliefert, und die Zinnförderung war eine wichtige Grundlage der wirtschaftlichen Blüte des Landes Sachsen bis zum 30jährigen Krieg. Ein neuerlicher Aufschwung um die Mitte des 18. Jahrhunderts war nur von kurzer Dauer. Mit der Ausweitung des Welthandels im Gefolge des Kolonialismus beherrschte bald billigeres Zinn von Übersee (insbesondere aus Ostindien und Australien) den europäischen Markt.

In Rostock dürfte überwiegend englisches Zinn verarbeitet worden sein, weil der Transport zur See bequemer und billiger war als der Landweg von Böhmen und Sachsen.

Das Rohzinn wurde in Form von Blöcken, Stangen, Barren oder gerollten Platten gehandelt. Zuvor war den Interessenten auf Messen und Handelstagen als Qualitätsmuster die sog. „Zinnfeder“ vorgelegt worden. Dazu goß man in der Hütte jeweils eine kleine Menge flüssigen Zinns auf eine Eisenplatte und schlug in das erstarrte federähnliche Gebilde den Grubenstempel ein.

Reines Zinn eignet sich nicht gut zum Gießen, es ist zu spröde, bricht leicht und wurde deshalb durch Beimischung anderer Metalle, meist Kupfer oder Blei, geschmeidig gemacht. Insbesondere sind drei Materialqualitäten überliefert:

– das „klare, gute Zinn“, eine hochwertige Legierung aus 100 Teilen Zinn und 2 bis 3 Teilen Kupfer. Sie zeichnete sich durch Dichte, Haltbarkeit und einen schönen Klang aus;

– das „Probezinn“, die in Deutschland gebräuchlichste Legierung mit einem Zusatz von Blei, der in den einzelnen Gebieten von der Obrigkeit oder den

Zünften unterschiedlich limitiert war. Blei war beträchtlich billiger als Zinn, kann aber in Verbindung mit bestimmten Säuren zu Vergiftungserscheinungen führen. Das höchstzulässige Mischungsverhältnis war 6 Teile Zinn und 1 Teil Blei, teilweise wurde aber auch 15 Teile Zinn und 1 Teil Blei verlangt. Im 16. Jahrhundert setzte sich die „Nürnberger Probe“ mit 10 Teilen Zinn und 1 Teil Blei allgemein durch (Nürnberg war zu jener Zeit das Zentrum der Zinngießerkunst in Deutschland) und wurde fortan „Reichsprobe“ genannt;

– das „geringe Zinn“, in Norddeutschland auch „Mankgut“ genannt, eine Legierung mit höherem Bleianteil, weshalb daraus keinerlei-Eßgeschirre hergestellt werden durften.

Über das in Rostock konzedierte Mischungsverhältnis sind in den überlieferten Unterlagen des Zinngießeramtes keine konkreten Angaben enthalten. Möglicherweise sind diesbezügliche Vorschriften mit anderen Papieren bei dem großen Stadtbrand von 1677 verloren gegangen. Bekannt ist nur, daß im 14. Jahrhundert die Mischung von Zinn und Blei mehrfach Gegenstand von Verhandlungen des wendischen Ämterverbandes war, und daß man sich nach mehreren ergebnislosen Palavern schließlich im Rezeß der Stralsunder Städteversammlung vom 23. März 1376 auf ein Verhältnis von 3 Teilen Zinn und 1 Teil Blei für die Herstellung von Kannen einigte. Flaschen, Schüsseln, Salzgefäße und dergl. aber sollten aus reinem Zinn gegossen werden. Auch die Rolle (Handwerkerordnung) der Rostocker Kannengießer und Grapengießer vom 16. Mai 1482 verlangte nur recht allgemein, Flaschen und Kannen „aus gutem Zinn zu machen, so wie man das in anderen guten an der See gelegenen Städten machte“.

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts setzte man dem Zinn auch Antimon zu und nannte die Legierung nach ihrem Ursprungsland „Britanniametall“. Sie wurde bis zum 1. Weltkrieg von der Firma Kayser in Oppum bei Krefeld bevorzugt verwendet. Andere Legierungen ent-

hielten Zusätze von Nickel, Zink und Wismut, die dem Zinn einen silberähnlichen Glanz geben sollten.

Zinngerät wurde gegossen. Man benötigte dazu außer dem Schmelzkessel und einigem Werkzeug vor allem Gießformen, sie waren das kostbarste Gut des Meisters. Die eigene Anfertigung der Gießformen war von alters her Bestandteil der Meisterprüfung. Die richtige Temperatur des flüssigen Metalls sollte 300 bis 350 °C betragen, der Gießer prüfte sie wie die Hausfrau das siedende Öl: mit einem hölzernen Löffel. Zu wenig erhitztes Zinn ergab ein mattes, poröses, sog. „kaltbrüchiges“ Gußstück, zu heißes ließ es in allen Regenbogenfarben schillern und machte es „rotbrüchig“. Beides bedeutete mindere Qualität.

Die Gießformen bestanden aus wenigstens zwei Teilen, die fugendicht zusammengepreßt wurden. In den dazwischen ausgesparten Hohlraum goß man das flüssige Zinn. Ursprünglich gab es nur die „verlorene“ Form aus Lehm und Wachs, die nach dem Erstarren des Metalls zerschlagen wurde – ein unnatürliches Verfahren, das für die Herstellung von Gebrauchsgeschirr viel zu kostspielig war. Darum entwickelte man bald Formen für mehrmalige Verwendung. Sie wurden aus unterschiedlichen Materialien gefertigt, aus Gips oder mit Kälberhaaren vermischem Ton. Strapazierfähiger waren Schiefer, Serpentin, Sandstein und Marmor. Später bevorzugte man Formen aus Eisen, Bronze und vor allem aus Messing, die zwar sehr teuer waren, aber ihren Gebrauchswert über Generationen behielten. Deshalb schafften in größeren Städten mehrere Meister gemeinsam die hochwertigen Formen an, manchmal, hauptsächlich in Norddeutschland, wurden sie auch von den Ämtern gekauft und an die Mitglieder ausgeliehen. Der Ökonom und Soziologe Prof. Dr. Wilhelm Stieda schrieb hierüber 1888 in seinem Aufsatz „Das Amt der Zinngießer in Rostock“: „... Messingformen, die wegen ihrer Dauerhaftigkeit vor allen den Vorzug verdienen, wurden in Rostock erst spät gebräuchlich

Der Kandelgießer.



Das Zin mach ich im Feuer stiehn/
 Thu darnach in die Mödel gießn/
 Kandel/Flaschen/groß vnd auch klein/
 Darauf zu trincken Bier vnd Wein/
 Schüssel/Blatten/Teller/der maß/
 Schenck Kandel/Salzfaß vnd Gießfaß/
 Hölbüchßn/Leuchter vnd Schüsselring/
 Vnd sonst ins Hauß fast nähe ding.

Holzschnitt von Jost Amann, 1568, zum „Kandelgiesser spruech“ des Hans Sachs aus dem „Ständebuch“

und waren der größeren Kosten wegen wohl nie allgemein verbreitet . . . Als im Jahre 1880 das Rostocker Amt sich auflöste, waren unter 21 Formen, die in seinem Besitz waren, nur vier aus Messing, sämtlich zur Anfertigung von Hähnen bestimmt – und zwei aus Gußeisen, alle übrigen aus Stein . . .“

Schlichte Gefäße wie Teller, Schalen oder Becher entstanden in einem Guß. Die komplizierteren, bauchige Kannen und Pokale zum Beispiel, wurden in Einzelteilen gegossen und später zusammengelötet.

War das Werkstück gegossen, zusammengefügt, auf der Drehbank sauber abgedreht, geglättet und poliert, so erhielt es meist noch eine Verzierung oder Inschrift, ganz nach Wunsch der Besteller, die gern ihre Namen und Embleme, Ornamente oder auch figürliche Darstellungen auf den Wandungen der Gefäße sehen wollten. Dafür gab es eine ganze Reihe unterschiedlicher Techniken: das (bereits in der Gießform erfolgte) Tiefschneiden oder Ätzen von Reliefs, Ätzen auf Zinn, Gravieren, Punktieren, Flecheln, Punzen, Treiben, Repoussieren, auch Intarsien in Holz, Verarbeitung mit Messing und noch weitere, seltener geübte.

Die Rostocker Zinnsammlung enthält schöne Beispiele für einige dieser Verzierungsarten. Die wohl am häufigsten angewendete war die Gravur: In das relativ weiche Zinn wurde das Muster mit dem Stichel eingeritzt. Sind die Linien voll ausgezogen, so spricht man von Gravieren oder Stechen, wurde ein breiterer Stichel mehr oder weniger schnell im Zickzack über das Metall geführt, so nannte man das Flecheln (heute Tremblieren). Im Muster einer Kanne aus dem Jahre 1655 (Abb. links) ist diese Technik mit dem Punktieren verbunden, außerdem wurden hier offensichtlich Werkzeuge von unterschiedlicher Stärke benutzt. Häufig findet man mehrere Schmucktechniken nebeneinander, ebenso häufig wurde aber auch nur eine Technik angewandt. Seit der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts verzierte man zuweilen Zinngerät mit Messing, was einen ganz eigenen optischen Reiz ergibt.



Das Rostocker Zinngießeramt

Im 12. Jahrhundert begannen die selbständigen Handwerker in den Städten, sich zu Zünften (in Norddeutschland Ämter genannt) zusammenzuschließen. Die jeweilige Zunftordnung legte Pflichten und Rechte, Ausbildungsgang, Erwerb des Meisterrechts und Qualitätsnormen für die Arbeit der Mitglieder verbindlich fest. Waren in einer Stadt zu wenig Berufsgenossen beieinander, so konnten sie sich mit einem verwandten Handwerkszweig verbinden. Das hatten in den norddeutschen Hansestädten die Kannengießer (Zinngießer) und die Grapengießer getan. „Grapen“ nannte man hierzulande dreifüßige Tiegel und Töpfe aus Bronze oder Eisen. So dürfte das Grapengießerhandwerk damals eine Besonderheit norddeutscher Städte gewesen sein. In Rostock muß es um 1285 so viele Grapengießer gegeben haben, daß man eine Straße nach ihnen benannte. Sie erinnert noch heute an diesen mittelalterlichen Handwerkszweig.

Die älteste diesbezügliche Zunftrolle im Rostocker Ratsarchiv ist die der vereinigten Grapen- und Kannengießer vom 16. Mai 1482 (die für die Zinngießer bis 1880 in Kraft blieb). Das erste, 1575 begonnene Protokollbuch aus der Lade der Rostocker Zinngießer trägt die Aufschrift „Kannengeter und Grapengeter ehr Boeck“. Aber 1597 wurde das zweite Protokollbuch als „Amtbuch der Rostocker Kannengeter“ bezeichnet und 1678, ein Jahr nach dem großen Stadtbrand, ein drittes angelegt unter dem Titel „das löbliche Amt der Zinngießer Buch“, was den Schluß erlaubt, daß das Grapengießerhandwerk gegen Ende des 16. Jahrhunderts eingegangen war und die Zinngießer seit 1597 ein selbständiges Amt bildeten.

Versammlungen der Zinngießerämter führten Abgesandte aus 15 norddeutschen Hansestädten lt. Beschluß alle sieben Jahre, in praxi aber

meist in weitläufigeren Abständen in Lübeck zusammen. Hier wurde unter anderem über Verstöße gegen die Zunftrolle verhandelt, über Kontrollmaßnahmen zur Wahrung der Zinnprobe und Gefäßmaße, über die zunehmenden sozialen Spannungen zwischen Meistern und Gesellen, über die Angliederung kleiner Landstädte an die Ämter der Hauptorte und über die Abgrenzung der Absatzmärkte. Immer wieder gab es Klagen über unliebsame Konkurrenz, wenn Apengeter, Kettelböter, Löffelgießer und andere den ehrbaren Zinngeißern ins Handwerk pfuschten oder wenn Kaufleute englisches Zinngerät feilboten. Die Gruppe der Rostocker Zinngeißer war von Anbeginn klein. 1597 sind nur vier Meister überliefert, 1627 waren es ihrer sieben, 1722 fünf. 1880 erlosch das Rostocker Zinngeißeramt mit dem Tode seines letzten Vertreters Friedrich Carl Wulkop. Da über Jahrhunderte Zinngeschirr in den Haushalten sehr verbreitet war, läßt sich die geringe Zahl der Amtsmitglieder nur damit begründen, daß das Zinngut eine lange Lebensdauer hatte und über Generationen vererbt wurde. Auch die zunehmende Einfuhr aus England dürfte hier eine Rolle gespielt haben.

Dennoch hatte das Rostocker Zinngeißeramt einen beträchtlichen Aktionsradius. Die Hansestadt Rostock gehörte zu den sog. Hauptorten, deren Amt sich die Meister der kleinen Landstädte anschließen konnten. So waren lt. Protokollbuch von 1597 Neubrandenburg, Malchin, Bützow, Teterow und Friedland dem Rostocker Amt zugeordnet, später auch Güstrow, Plau, Waren und Ribnitz. Die dort ansässigen Meister unterstanden damit den Rostocker Rechtsverhältnissen und der Ordnung der Rostocker Zinngeißerrolle.

Streng waren die Vorschriften für den Erwerb des Meisterrechts. Nach langen und gewiß nicht leichten vier Lehrlings- und sechs Gesellen- d. h. Wanderjahren mit täglicher Arbeitszeit von 16 Stunden und weiteren zwei Dienstjahren bei einem ihm zugewiesenen Meister (Meistersöhne genossen dabei mancherlei

Vorrechte) hatte der Kandidat den Nachweis freier, ehelicher Geburt und eines Mindestvermögens vorzulegen und als wichtigstes sein Meisterstück. Die Rolle von 1482 forderte, daß jeweils drei verschiedene Stücke in selbst gefertigten Formen zu gießen waren, und zwar binnen 14 Tagen und in der Werkstatt des Ältermannes, der dafür Anspruch auf eine finanzielle Entschädigung hatte. Weitere erkleckliche Geldforderungen folgten: die Meistergebühr, das sog. „Harnischgeld“ für die Verteidigung der Stadt und die Ausrichtung einer opulenten „Meisterköste“ mit vorgeschriebener Speisenfolge. Oft kam noch ein Strafgeld dazu, wenn die Papiere nicht vollständig waren oder das Meisterstück nicht den Anforderungen entsprach. Wollte sich der junge Meister verehelichen, so durfte er seine Wahl nicht nach eigenem Belieben treffen, er mußte vielmehr „nach alten löblichen gebrauch, so Anno 1500 geschlossen, eine Witwe oder Meistertochter freyen, damit nicht die Witwen undt amtskinder verstossen werden“ (im Klartext: damit nicht das Amt die Hinterbliebenen unterstützen mußte). Weigerte er sich, wie beispielsweise 1719 ein Meister aus Wismar, so wurde gleichfalls eine Geldstrafe verhängt. Die jeweilige Höhe all dieser Abgaben war im Protokollbuch festgelegt, sie veränderte sich im Laufe der Jahrhunderte und kletterte nach dem dreißigjährigen Krieg auf stolze 50 Gulden, die die Jungmeister in den seltensten Fällen sofort bezahlen konnten. Meist mußte sich die Amtskasse mit einem Abschlag begnügen, die Restschuld zuzüglich Zinsen war in kleinen Raten zu tilgen, was sich nicht selten über zwanzig und mehr Jahre hinzog. In einigen Fällen ist sogar der Meister darüber hinweggestorben, und das Amt hielt sich dann an seine Gießformen.

Charakteristisch für das Rostocker Zinngeißerhandwerk ist die Familientradition. So sind in den Protokollbüchern beispielsweise zwischen 1638 und 1747 sechs Meister mit Namen Schlüter und zwischen 1714 und 1832 fünf mit Namen Gottespfennig verzeichnet.

Zinngerät aus dem Mittelalter

Aus dem Mittelalter ist nur wenig Zinngerät auf uns überkommen, obwohl der teure aber sehr vorteilhafte Werkstoff Zinn schon im 14. Jahrhundert Eingang in die reichen Bürgerhäuser gefunden hatte. Die ursprüngliche Amtsbezeichnung „Kannengießer“ deutet an, daß in jener Zeit die häufigsten Zinngefäße Kannen als Behältnis für Getränke – in Norddeutschland vornehmlich Bier, im Süden mehr Wein – gewesen sein dürften. Dabei bildeten sich in den verschiedenen Gegenden, dem jeweiligen Verwendungszweck entsprechend, landestypische Formen heraus, die hier nur soweit erwähnt werden sollen, wie sie in der Rostocker Sammlung vorhanden sind.

So war entlang der Nord- und Ostseeküste bis hinauf nach Riga und Tallinn, aber auch in Skandinavien, im Hauptbereich der Hanse also, ein besonders wuchtiger und standfester Kannentyp gebräuchlich, den man heute kurz als „Hansekanne“ bezeichnet. Charakteristisch für den Aufbau dieser Hansekannen war die Einbeziehung des Fußes in das Gesamtvolumen, was dem gefüllten Gefäß weitestgehend Standsicherheit gab. Sie waren wohl überwiegend, wenn auch nicht ausschließlich, für den Gebrauch auf See gedacht und wurden, das zeigt schon die Größe, meist als Schenkannen genutzt. In Einzelfällen soll aber auch ein durstiger Zecher direkt aus der Kanne getrunken haben. Rostock gehörte zu den wichtigsten Herstellungszentren der Hansekannen. Das Kulturhistorische Museum besitzt mehrere Exemplare dieses Typs, sie bilden den ältesten Schatz der Rostocker Sammlung. Überwiegend bei Baggararbeiten in Warnemünde geborgen, sind die Kannen infolge des jahrhundertelangen Liegens im Meeresboden mit einer dunklen Patina überzogen: Entgegen früherer Auffassung werden sie heute dem 15. Jahrhundert zugeschrieben.



Das bedeutendste Exemplar und darum in vielen Publikationen immer wieder im Bilde vorgestellt, ist die bauchige Hansekanne (Abb. links). Auf flachem, breit ausladendem Fuß sitzt der gedrungene Körper, vom Hals durch zwei Rillen abgegrenzt. Der Deckel ist flach. Auf dem Rücken des geschwungenen Henkels ist eine Reliefverzierung zu erkennen, ein geflügelter Lindwurm und Rankenwerk. Der Schmuck ist insgesamt sehr sparsam. Auf der Innenseite des Bodens befindet sich eine Plakette mit der thronenden Maria, im Deckel eine zweite mit dem Gekreuzigten, beide wohl den Pilgerzeichen nachgestaltet, die in Wallfahrtsorten feilgeboten wurden.

In der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts wandelt sich die derbe Urwüchsigkeit der Form. Der Fuß wächst in die Höhe, die Kanne streckt sich, wird schmaler, schlanker, gefälliger, und der Deckel zeigt eine leichte Wölbung. Der Deckeldrucker ist noch recht unscheinbar, aber der Henkel ist reich mit Reliefdekor verziert. In diesem gegenüber der behäbigen Vorgängerin fast eleganten Kannentyp (Abb. unten) deutet sich unübersehbar die Entwicklung vom Schweren zum Leichterem an.

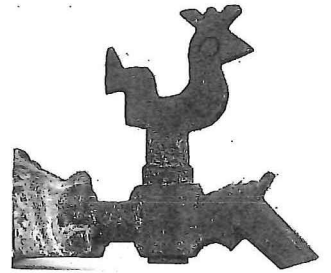


Als weitere Variante präsentiert sich ein nur 15,5 cm hohes Kännchen, dessen Deckel nicht erhalten ist (Abb. u. links). Hier wurde auf Fuß und Standring gänzlich verzichtet, die Standfläche bildet, angeschnitten, der bauchige Gefäßkörper selbst. Er ist in fünf Zonen von breiten Profilbändern umlaufen – eine Betonung der Horizontale, die gewissermaßen schon die kommende Stilperiode ankündigt. Auch die Form des Henkels weicht deutlich von den anderen ab. Statt der umgekehrten S-Kurve bildet dieser vom oberen Rand ausgehend ein großes C, das auf einem Stutzen aufliegt, der mit dem unteren Gefäßteil verlötet ist. Der Henkel ist mit einem plastischen, spätgotischen Rautenwerk und Majuskeln verziert. Auch ein mit seinem Durchmesser von fast 30 cm recht großer Teller aus dem 15. Jahrhundert gehört zu diesem Abschnitt der Rostocker Sammlung.

Interessant ist das gotische Handfaß (Abb. u. rechts). In seiner unkomplizierten Form ist es gleichermaßen schlicht und schön. Die Vorderseite ist leicht gewölbt, den unteren Rand begrenzt die etwas vorstehende Fußkehle, in deren Mitte der originale Ablaßhahn Beach-

tung verdient (Abb. Detail): aus einem Löwenrachen ragt das Auslaufrohr in Form eines stilisierten Pferdekopfes und auf dessen Hals sitzt, zum An- und Abstellen des Flusses, im wörtlichen Sinne ein Hahn. Ein kleines kunsthandwerkliches Meisterwerk, das überdies vom Humor seines Schöpfers kündigt. Das gotische Maßwerk mit Fischblasen am oberen Rand und darunter der Rundbogenfries mit Dreipässen geben dem Gefäß noch besonderen Reiz.

Diese mittelalterlichen Stücke wurden als Rostocker Arbeiten klassifiziert. Neben weiteren, die andernorts, insbesondere im Bereich der ehemaligen Hansestädte, aufbewahrt werden, geben sie Zeugnis von Art und Meisterschaft des mittelalterlichen Zinngießerhandwerks an der Ostseeküste.





Der große Stadtbrand von 1677 setzte in Rostock unter den Glanz und Reichtum der Hansezeit einen letzten, betäublichen Schlußpunkt. Große Teile der Stadt wurden ein Raub der Flammen, darunter unersetzliche Zeugnisse mittelalterlicher Handwerkerkunst, und natürlich ist auch viel Zinngerät im Feuer zerschmolzen. Inschriften auf den Pokalen des Zinngießer- und des Reepschlägeramtes erinnern an die Katastrophe. So können wir auf dem Willkomm des Zinngießeramtes (Abb. links) entziffern: „ANNO 1678 DEN 8. SEPTEMBRI / HAT ANDREAS WEUSTHOFF DIESEN WIL / KOMMEN GEMACHT VON DEM ZEINNEN / DIE DAMALS GEWESENE GESELLEN NACH / DER GROSSEN FEUERSBRUNST SO GEWESSEN 1677 / WIDER AUS DER ERDEN GEGRABEN ...“

Die Literatur über die Geschichte der Zinngießerkunst führt allgemein den Dreißigjährigen Krieg als Ursache für das karge Erbe an mittelalterlichem Zinngerät an, ebenso wie für den Niedergang des Zinngießerhandwerks im 17. Jahrhundert. In der Stadt Rostock tat die Brandkatastrophe ein übriges dazu.

Mit dem Stop der Lohgerber von 1583 (Abb. S. 9) besitzt die Rostocker Sammlung als einziges Exemplar aus dem 16. Jahrhundert ein interessantes Bindeglied zwischen den mittelalterlichen Gefäßen und denen des 17. Jahrhunderts. Vor dem Stadtbrand gegossene Stücke sind, wie gesagt, kaum erhalten. Das Kulturhistorische Museum bewahrt nicht mehr als ein Dutzend.

Der 1583 datierte Stop gehört zu den Zunftgeräten der Lohgerber, die zu den reichsten Ämtern der Stadt zählten und sich deshalb kostspielige Stücke leisten konnten. Schon die Herstellung der komplizierten Gießformen muß sehr aufwendig gewesen sein. Vermutlich sind sie nie wieder benutzt oder nach dem Guß zerstört worden, jedenfalls dürfen wir dieses prächtige Gefäß als Unikat betrachten. Die wichtige Statur des Bechers wurzelt zu einem gewissen Grade noch im 15. Jahrhundert,

doch ist er schlanker und höher gebaut als die gotischen, auch fehlt die Betonung der Vertikale, wie sie bei einem in Berendshagen gefundenen Becher mit aufgesetzten Rippen aus dem 15. Jahrhundert oder bei dem Stop der Wismarer Maurer von 1500 (im Stadtgeschichtsmuseum Wismar) noch deutlich hervortritt. Vielmehr zeigt die ausgewogene Form mit den betonten Horizontalen auf dem Körper und dem gleichmäßigen Schwung der Henkel bereits unübersehbar die Merkmale der Renaissance. Die Profilinge kehren bei den meisten Gefäßen des 17. und 18. Jahrhunderts wieder, sie werden zum charakteristischen Ornament der Pokale, Kannen und Rörken.

Das Löwenmotiv aber ist wieder dem früheren Jahrhundert entnommen. Mit dem Fuß fest verbunden, bewachen die typischen drei Löwen sozusagen das Gefäß.

Die wohlproportionierten halbrunden Henkel gaben dem Stop das gebührende Gewicht, zugleich gestatteten sie den Amtsbrüdern, beim Umtrunk den Becher fest in der Hand zu halten. Als schmückendes Beiwerk gibt mit handwerklicher Kunstfertigkeit ausgeführtes schuppiges Seegetier, halbkreisförmig an den oberen und unteren Henkelenden angeordnet, diesem Gefäß die ganz besondere, einmalige Note. Man beachte die Details an den plastisch herausgearbeiteten Tierfiguren, die Zeugnis ablegen von dem hohen ästhetischen Anspruch und dem Können der alten Meister.

Gegenüber der Inschrift „DIT IS DE LOGARVER ER STOP 1583“ ist im oberen Feld ein bärtiger Mann mit Hut und Umhang und einem Schafbock zu erkennen, das alte Zunftzeichen der Lohgerber, das sich in ähnlicher Form bis ins 18. Jahrhundert erhalten hat. Obwohl der Stop keine Marke aufweist, dürfte es sich ohne Zweifel um eine Rostocker Arbeit handeln. Um 1583 wirkten neun Meister in Rostock, und es wäre absurd gewesen, bei einer so großen Zahl einheimischer Zinngießer den Auftrag nach außerhalb zu vergeben.



17. Jahrhundert

KANNEN

Von den Einflüssen des 30jährigen Krieges auf das Zinngießerhandwerk war schon die Rede. Entsprechend bescheiden ist der Bestand an Sachzeugen dieser Zeit. Die Rostocker Sammlung bewahrt einige Kannen aus dem 17. Jahrhundert, die Höhe von fast 40 cm weist sie als Schenkgefäße aus. Hierzu gehören zwei gleichartige Kannen der Damm-Müller (Abb. unten links). Ihre fast zylindrische, sich kaum merklich nach oben verjüngende Form kennzeichnet den damals im Hansegebiet vorherrschenden Kannentyp. Auf auskragender Standfläche ruht ein glatter, schmuckloser Körper, der nur am oberen und unteren Ende zwei Rillen aufweist. Der Deckel ist flach und hat einen Deckeldrücker in Form von Brombeeren. Die schlichte Inschrift fällt kaum ins Auge: „DAM : MÜLLER : GESCHENCK 1654“. Jahreszahl und Marke stimmen nicht

überein, wir dürfen die Kannen aber um die Mitte des 17. Jahrhunderts ansetzen, da sie eindeutig auf bereits ausgeprägte Formen zurückgehen. Daneben besitzt die Rostocker Sammlung auch aus dieser Zeit bereits Kannen mit betonter Tülle zum Ausschlenken.

Die etwas kleinere Kanne der Brauer (Abb. unten rechts) steht auf einem wulstigen Fuß, ein Profilring begrenzt den schmucklosen zylindrischen Körper. Der Deckel ist zweifach gewölbt, der S-förmig geschwungene Henkel verleiht dem Gefäß ein ausgewogenes Profil. Betrachtet man den Deckel von oben (Abb. Detail), so verstärkt sich der Eindruck, daß der Schöpfer Jochim Ficke ein feines künstlerisches Empfinden hatte. Die eingravierte Jahreszahl 1638 und der Name des Besitzers oder Spenders fügen sich zwischen den betonten konzentrischen Kreisen harmonisch ein.

Wir sehen: Die gedrungene Schwere der Hansekanne hat sich überlebt, jetzt dominiert die zylindrische Form bei den großen Kannen ebenso wie bei den sehr verbreiteten kleinen Trinkkrügen, die man „Rörken“ nannte.



RÖRKEN

Schon die frühesten Rörken der Rostocker Sammlung zeigen die ausgeprägten Merkmale dieses Typs. Die Höhe überschreitet selten 25 cm, die Grundform ist immer die gleiche: Auf einem Fuß mit Wölbung und Kehle sitzt, oben und unten von Profilringen begrenzt, der schlanke Gefäßkörper, der sich indessen in umgekehrter Richtung, nach unten verjüngt, wodurch sich der Schwerpunkt nach oben verlagert. Die Deckel sind unterschiedlich gewölbt und die Deckeldrücker vielgestaltig. Der Henkel ist meist ausladend.

Rörken waren besonders im mecklenburgischen Raum verbreitet und als Trinkgefäße außerordentlich beliebt. Sie waren überwiegend im Besitz der Zünfte, man fand sie aber auch in den Haushalten, und das Kulturhistorische Museum besitzt einige Exemplare aus dem einstigen Ratsweinkeller. In der einschlägigen Literatur sind öfter Stücke aus der Werkstatt des Rostocker Meisters Hans Conrad Gottespfennig (nach 1714) abgebildet.

Die beiden frühesten Rörken unserer Sammlung (Abb. unten links) goß Jürgen Detloff im Jahre 1610. Sie besitzen keine Henkel, vermutlich haben die Auftraggeber sie so bestellt mit dem listigen Hintergedanken, daß der Zecher beim Trinken einiges Geschick aufwenden mußte, um nichts vom Inhalt zu verschütten – eine vergnügliche kleine Bosheit, die später in den sog. „Vexierrörken“ weiter perfektioniert wurde. Die Deckel sind hoch gewölbt. Ihre harmonische Linienführung und die Kerbfriese neben den Absätzen und Profilringen machen diese beiden Rörken zu ausgesprochen schönen Stücken.

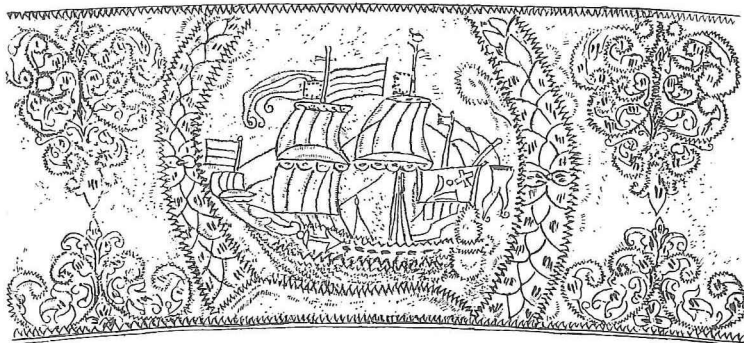
Das Rörken der Bruchfischer von Marcus Blawkogel aus der Mitte des 17. Jahrhunderts (Abb. unten rechts) zeigt noch mehr Profilschmuck, aber der Deckel ist trotz zweifacher Wölbung flacher. Auf der Wandung erkennen wir eine originelle Gravur, einen gekrönten Harfenspieler (Abb. Detail), dessen Bedeutung wir freilich nicht zu interpretieren wissen. Im allgemeinen waren auf den Wandungen solcher Gefäße die Zeichen der Besitzer graviert. Dieser 20 cm hohe Krug ist überdies – von außen nicht erkennbar – ein sog. „Glücksrörken“, d.h. der hohle Fuß ist mit einer durchbrochenen Platte abgeschlossen, über der ein Würfel klappert. Mit ihm wurde ausgespielt, wer den Trunk zu bezahlen oder wer den Krug als nächster zu füllen hatte.





Eine Modifikation dieser Zeit sei hier nur andeutungsweise erwähnt, da sie auf die Rostocker Zinngießer keinen Einfluß hatte: das Reliefzinn, seit Ende des vorigen Jahrhunderts nicht sehr treffend als „Edelzinn“ bezeichnet. Gemeint ist – im Gegensatz zu dem schlichten funktionellen Gebrauchszinn – mit plastischen Ornamenten reich verziertes Prunkzinn, das überwiegend dem Repräsentationsbedürfnis diene und auf Regalen, Anrichten und Büfets zur Schau gestellt wurde. In Frankreich und Deutschland, besonders in Nürnberg, wurde diese Schmucktechnik zu hoher künstlerischer Meisterschaft geführt. Im norddeutschen Raum wurde sie kaum gepflegt, hier gab man

der Gravur den Vorzug. So findet sich in der Rostocker Sammlung lediglich eine Kanne der Fischer (Abb. oben), ein unmarkiertes Stück von 1634, dessen gewölbter Deckel ein bescheidenes Beispiel für Reliefzinn zeigt: ein in mehrere breite Ringe eingliedertes, plastisch hervortretendes Beschlagwerkornament (Abb. Detail). Dagegen sind in die glatte, zylindrische Gefäßwand rundherum figürliche und ornamentale Motive aus der Welt der Küstenbewohner graviert (Abb. Grafik). Ein ähnliches Beispiel vollständiger Gravierung auf dem Gefäßkörper bildet die Kanne von 1655 (Abb. unten und Grafik).



WILLKOMMPOKALE

Die alten Handwerksmeister waren fleißig, sie arbeiteten (und ließen Lehrling und Gesellen arbeiten) von Tagesanbruch bis zur Dämmerung, sie liebten es aber auch, gut und reichlich zu tafeln, und ein typisches Zunftgerät – Prunkstück und Trinkkrug in einem – war der Willkommpokal zum Kredenzen des Begrüßungstrunkes. Bei Zunftsitzungen ebenso wie bei Festgelagen ging der gefüllte Willkomm reihum von Hand zu Hand. Die große Zeit dieser prächtigen Pokale war das 17. Jahrhundert. Während andernorts bereits mit dem 30jährigen Krieg der Niedergang des Zunftwesens eingesetzt hatte, waren die Zünfte im norddeutschen Raum, wo sie beträchtlich länger Macht und Ansehen zu verteidigen wußten, auch im 18. Jahrhundert noch Hauptauftraggeber der Zinngießer.

Einen der ersten und schönsten Willkommpokale schuf – angeregt wohl von den kostbaren Silberpokalen der Fürstenhöfe – der Nürnberger Meister Nicolaus Horchhaimer für die Schuhmacher, die ihn 1569 ihrem berühmten Zunftgenossen Hans Sachs zum 75. Geburtstag verehrten. Doch konnte dieser Gefäßtyp anscheinend weder im Süden noch im Westen Deutschlands gedeihen, sein Verbreitungsgebiet lag weiter östlich in Schlesien und im Böhmisches, hauptsächlich aber im Norden. Der Aufbau des Willkommpokals ist – abgesehen von unterschiedlich variierten Details – immer der gleiche: runder Fuß, vielfach profilierter Schaft, zylindrischer Gefäßkörper, an beiden Enden ausgebaucht, und Deckel mit einer stehenden Figur, meist einem Fahnenträger. Die frühen Exemplare der Rostocker Sammlung kommen dem Nürnberger Vorbild am nächsten. Betrachten wir den Willkomm der Fischer (Abb. rechts): Auf rundem Tellerfuß erhebt sich der profilierte Schaft mit bal- und wirtelförmigen Zwischenstücken. Der zylindrische Mittelteil des Gefäßkörpers ist

unten bauchig vorgewölbt, und diese Wölbung ist, wie auch der obere Rand, ringsum mit Löwenköpfen besetzt. Ihre durchbohrten Mäuler dienen zum Befestigen von silbernen Schilden oder Medaillons, die, mit Widmungen versehen, von den Meistern gestiftet wurden. Das zylindrische Mittelstück zeigt eingravierte Zunftzeichen, Namen und Jahreszahlen. Auf dem gleichfalls gewölbten Deckel steht ein Fahnenträger. Abweichend vom Horchhaimer-Pokal hat unser Fischer-Willkomm Henkel. Sie sind in der Mitte von Kugeln unterbrochen, am oberen Rand sitzen zwei Löwen.





Offensichtlich aus derselben Gießform entstanden zwei einander auffallend ähnliche Stücke: der Willkomm der Tuchmachergesellen von Jochim Ficke und der des Karrenfahreramtes von Jochim Letschouw, 1657 (Abb. links und darunter). Beide besitzen keine Masken zum Einhängen von Medaillons und auch keine Henkel. Der Deckel des letzteren ist nicht erhalten.

Die beiden kurz nach dem großen Stadtbrand von Andreas Wösthoff gegossenen Willkomm-pokale des Zinngießeramtes (Abb. S. 1 und 8) und des Reepschlägeramtes (Abb. unten Mitte) haben einen schlanken Schaft und sind auch im Gefäßkörper schmäler und gestreckter, sie wirken fast grazil, was noch dadurch unterstrichen wird, daß bei beiden die Bekrönungsfigur des Deckels auf einer von volutenartigen Or-

namenten getragenen Platte stand (beide Figuren sind bis auf ein Paar Füße nicht erhalten). Auch diese Stücke zeigen wieder Varianten der Grundform: Der Willkomm der Reepschläger hat auf den vorgebauchten Wölbungen Löwenmasken und S-förmige Henkel, auf deren oberem Schwung je ein Kopf angebracht ist; der Pokal des Zinngießeramtes hat keine Henkel, doch der Tellerfuß ruht auf vier kugeligen Klauen, ein im norddeutschen Raum öfter verwendetes Schmuckelement.

Der Willkomm der Altschuster von Hans Boyse (Abb. unten) stammt aus dem 17. Jahrhundert, doch der unteretzte Gefäßkörper mit seinen stukigen Henkeln provoziert die Frage, ob sich hier ein Rückschritt andeutet. Nein, es gibt viele Beispiele, wie eine einmal eingeführte Form im Zinngießerhandwerk lange nachwirkt und nur kleine zeitgenössische Details die spätere Entstehungszeit verraten.



18. Jahrhundert

Die meisten Stücke der Rostocker Sammlung entstammen dem 18. Jahrhundert, sind also in die Stilepoche des Rokoko einzuordnen, dessen dekorative Elemente nun auch die Grundform des Willkommpokals auflockern. Das trifft in besonderem Maße für den 1772 entstandenen Willkomm des Kürschneramtes zu, dessen Form noch massig und gedrun-gen ist, während im Dekor Schrägfältelungen die kompakte Schwere mildern (Abb. unten). Der Willkomm der Drechslergesellen (Abb. 2. v. links) zeigt, ebenso wie der des Böttcheramtes (Abb. rechts außen) eine dritte bauchige Wölbung, im Deckel, außerdem ist bei letzterem das Zwischenstück ein-

geschnürt – eine weitere Reverenz an den Rokokostil. Die schrägen Fältelungen verleihen dem Körper eine betont leichte, graziöse Note. Der dritte der Deckelpokale, Willkomm der Bruchfischer (Abb. Mitte), unterscheidet sich von seinem Nachbarn zur linken im Prinzip nur durch den Henkel, und eben dieser leitet in seiner Geradlinigkeit bereits wieder zur nächsten Stilstufe über, zum Klassizismus. Die drei Pokale schuf Jochim Adam Hecht.



Der Übergang zum 19. Jahrhundert zeigt sich beim Willkomm des St. Georg Hospitals und dem der Pantoffelmacher (Abb. I. und u.), beide um 1800 gleichfalls von Jochim Adam Hecht.



Die schrägen Falten sind bereits gerade, der Abschied vom verspielten Rokoko kündigt sich an. Und die betont klaren Gliederungen am runden Fuß und am Hals, die eigentlich nicht so recht zu den Rundungen passen wollen, stimmen auf das neue Stilempfinden ein. Auch hier wurde Altes und Neues durch die Kunst des Zinngießers harmonisch zusammengefügt.

Die Rörken behaupteten noch bis ins 19. Jahrhundert hinein ihren Platz. Daneben tauchen jetzt zwei Kannentypen auf, die den Trinkkrügen zuzurechnen sind, gleichwohl aber – wie aus zahlreichen Inschriften zu ersehen – von den Rostocker Zinngießern allgemein „Kanne“ genannt wurden. Wenn wir sie hier als „Trinkkannen“ bezeichnen, so dürfte das sowohl der Nutzung als auch dem damaligen Sprachgebrauch am nächsten kommen. Betrachten wir zunächst die schlankeren, leicht konisch ausgestellten Kannen (Abb. unten). Sie messen in der Höhe einschl. Deckel zwischen 23 und 35 cm und lassen in einigen Fällen im Innern eine Maßeinteilung erkennen, die bei den großen Schenkkannen fehlt. Allein vom Schuhmacheramt liegen uns 14 Kannen dieser Art vor – Beweis genug dafür, daß sie nicht zum Ausschänken dienten sondern zum Trinken. Gleichartige Gefäße hinterließen die Hufschmiedegesellen, Pantoffelmacher und Lohgerber, die Böttcher, Zimmerleute, Fischer und andere Ämter.





Ein Schenkgefäß aus dieser Zeit ist die Kanne der Vereinbarten Beliebung, von Jochim Adam Hecht, 1797 (Abb. unten). Auch diese Kanne zeigt wieder ein typisches Beispiel für das Festhalten an altgewohnten Formen: Standing, Gefäßkörper, Henkel und Deckel und auch die Gießtülle, Kennzeichen der Bestimmung als Schenkkanne, entsprechen noch ganz dem Stil des 17. Jahrhunderts, und nur zwei kleine Details, der Deckeldrücker und die Perlschnur, bringen es an den Tag, daß die Kanne bereits unter dem Einfluß des Klassizismus entstand.

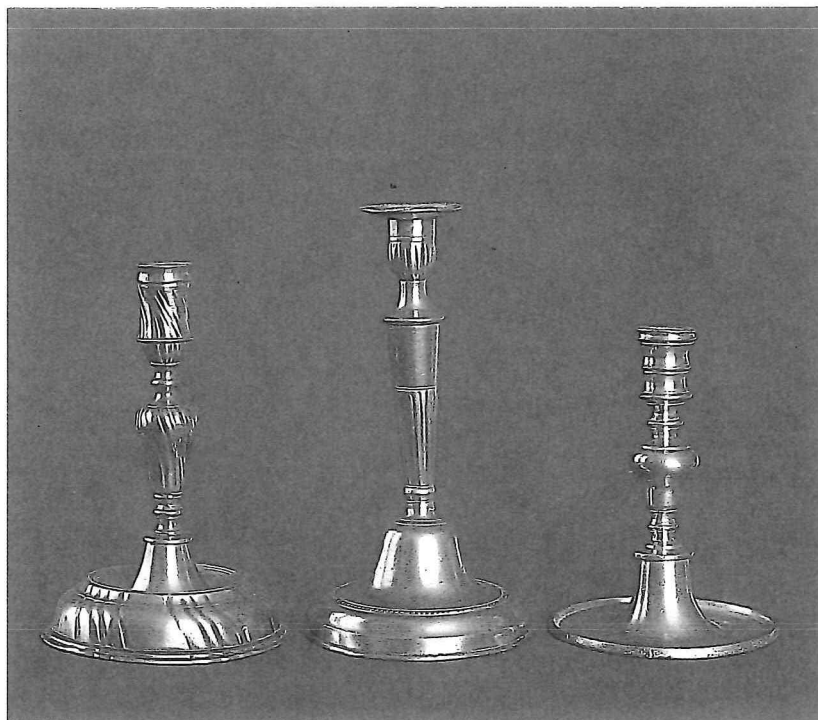
Der zweite Kannentyp ist niedriger, erreicht im Durchschnitt 23 cm und steht mit seinem kompakten zylindrischen Körper dem Humpen nahe. Auch diese Kannen haben einen Deckel, aber die Profilierung auf dem Körper fehlt. Meist besitzen sie einen Fuß mit Wulst oder Hohlkehle, der über die zylindrische Wandung hinausragt (Abb. oben). Etwas weniger gedungen wirkt die Krugkanne mit ihren drei Füßen in Form von Vogelkrallen, die Kugeln umfassen und mit aufgesetzten Ornamenten am Gefäß festgelötet sind (Abb. unten).



GEBRAUCHSGERÄT

Haushaltgerät kann die Rostocker Sammlung erst aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts vorweisen. Zwar wurde schon lange vorher in wohlhabenden Bürgerhäusern Zinngeschirr für Küche und Tafel verwendet, es sind aber keine früheren Stücke erhalten geblieben bzw. ins Museum gekommen.

Kerzenleuchter waren in jedem Haushalt, jeder Amtsstube, jedem Gasthof unentbehrlich, und es gab wohl keinen Zinngießer, der solche Ständer nicht herstellte. Das Kulturhistorische Museum besitzt ein rundes Dutzend Leuchter aus dem 18. Jahrhundert, unterschiedlich in Form und Verzierung des Balusterschaftes und der meist runden, später auch quadratischen, in jedem Falle aber breiten Standfläche, die zuweilen für den schlanken Schaft allzu groß erscheint. Doch war eine bestimmte Stabilität unerlässlich, um das Umkippen zu verhindern (Abb. unten).

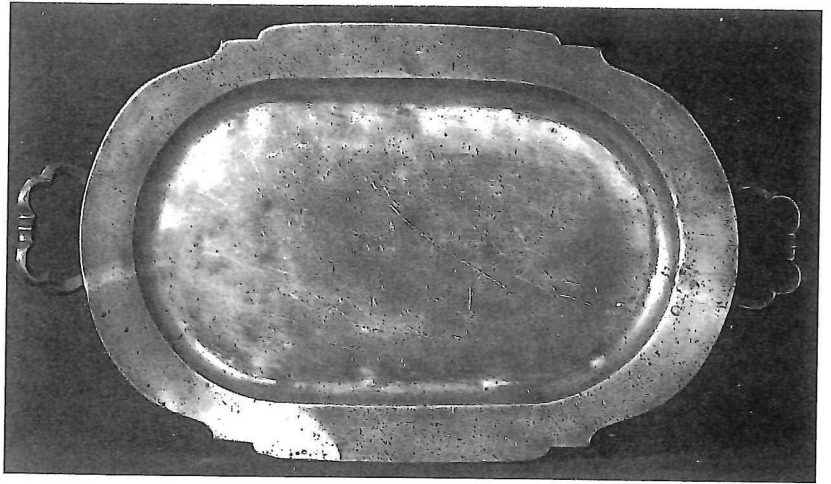


Die Eßteller entsprachen ganz ihrer praktischen Funktion. Etwa 22 cm im Durchmesser, waren sie überwiegend glatt und schmucklos und zeigten nur gelegentlich die Initialen des Besitzers in den schmalen Rand graviert (Abb. unten). Auf dem oberen Teller lassen Blumen und die Schriftzeile GOTTLOB JOCHIM LEHMENT ANNO 1719 SCHREIBER IN DER GROSSEN GÄRDNET BELIEBUNG darauf schließen, daß es sich um Zunftgeschirr handelt.



Sehr schön in der Form ist die Bratenplatte von Johann Christian Gottespfennig, 1783, mit ihren festen Henkeln an den Schmalseiten. Sie kann ihre Verwandtschaft mit dem Rokoko nicht verleugnen (Abb. rechts).

Typisch für die Küstenregion ist der Hangelpott, ein kugeliger Topf mit leicht gewölbtem Deckel über dem eingeschnürten Hals. Auf flachem Tellerfuß mit Standingring stehend, hat der Hangelpott einen beweglichen Henkel, dessen Befestigung zuweilen ornamental gestaltet ist (Abb. unten). Hangelpötte gab es in Rostock bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Sie dienten zur Aufbewahrung von Wasser und Milch. Die gelegentliche Bezeichnung „Deckelterrine“ ist unzutreffend, dagegen hat die Überlegung, man könne sie als Essenträger benutzt haben, einiges für sich.

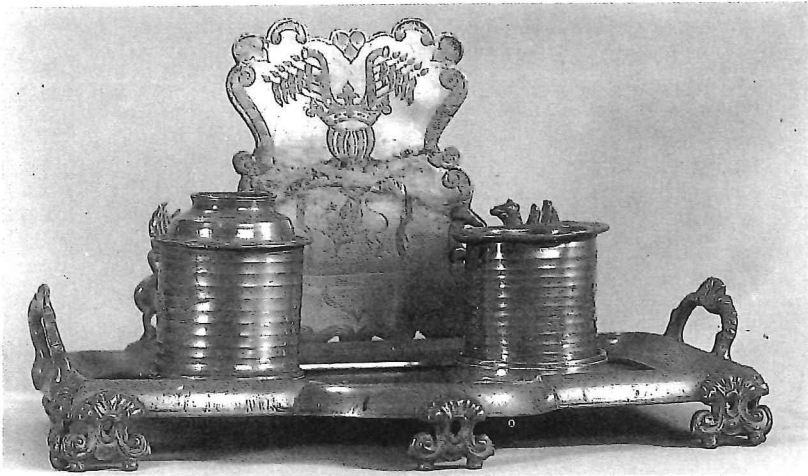


hat (Abb. unten, ein Griff abgebrochen). Der Brauch, einer Wöchnerin so eine Schale für die stärkende Suppe zu schenken, war von Straßburg ausgegangen. Die glattwandigen Schüsseln haben seitlich abstehende, kunstvoll durchbrochene Griffe oder Ohren und meist einen reichverzierten Deckel. Doch gab es



speziell in Mecklenburg ein Gefäß von ganz ähnlicher Form aber für einen ganz anderen Zweck: die „Kolleschal“, aus der man vom frühen 16. bis ins 19. Jahrhundert Branntwein mit hineingebrockten süßen Lebkuchen trank, und zwar so oft und so reichlich, daß am Ende die Behörden einschritten ... Eindeutig als Kolleschal ist das zweite Rostocker Exemplar dieser Art mit der Gravierung „Hans Burmeister 1812“ zu identifizieren.

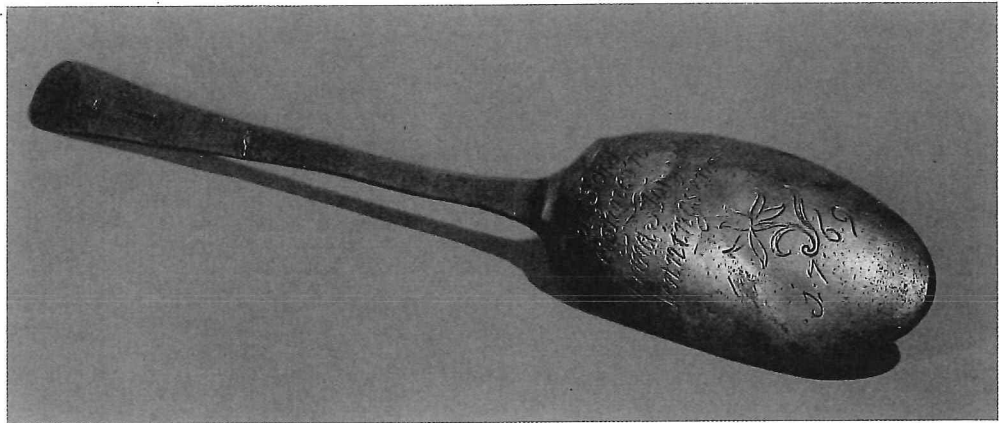
19 Daß man in Rostock auch Wöchnerinnen-schüsseln kannte, möchte der Napf bezeugen, den man 1781 der Anna Buhcken gewidmet

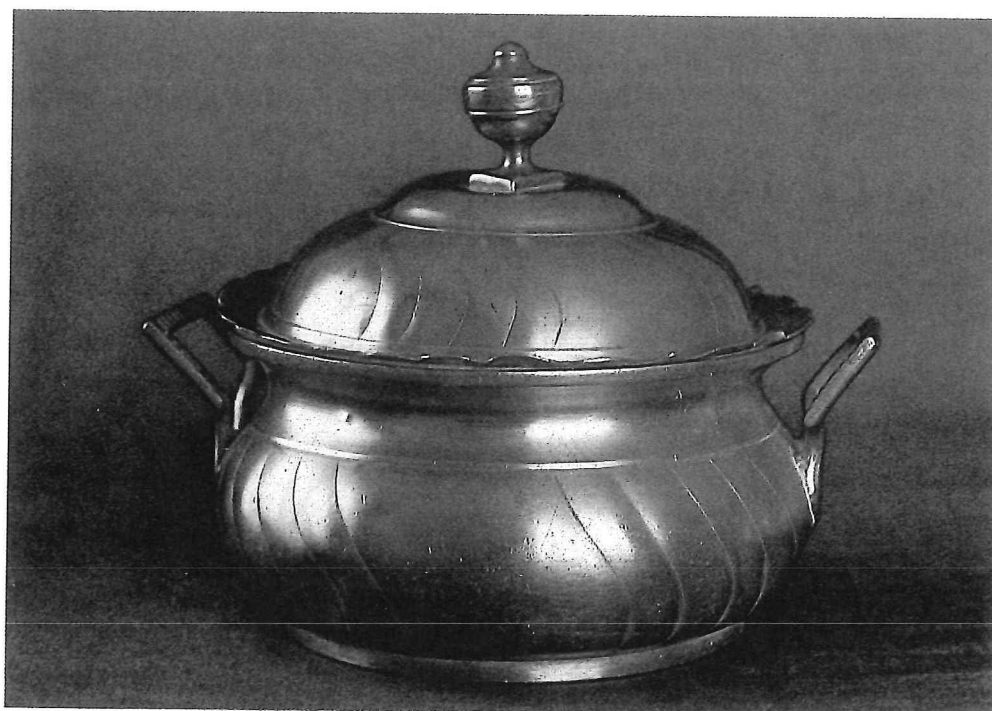


Bemerkenswert ist das Schreibzeug, das Joachim Daniel Gottespennig 1786 für die Ratsstube des Rostocker Bürgermeisters schuf. Die Muschelornamente an Henkeln und Füßen wie auch die rechts und links von einem Vogel Grip gestützte reichgravierte Rückwand – die u. a. einen dritten Greif im Stadtwappen zeigt – machen seine Zugehörigkeit zum späten Rokoko deutlich (Abb. links).



Unter den Löffeln fällt der 39 cm lange Zinnlöffel mit gedrehtem Stiel auf. Ihn haben, wie die Inschrift am unteren Ende verrät, anno 1747 „Altgesel Berendt Eszmann undt Johan Struck denen kunstliebenden Drechsler Gesellen verehret“ (Abb. oben).



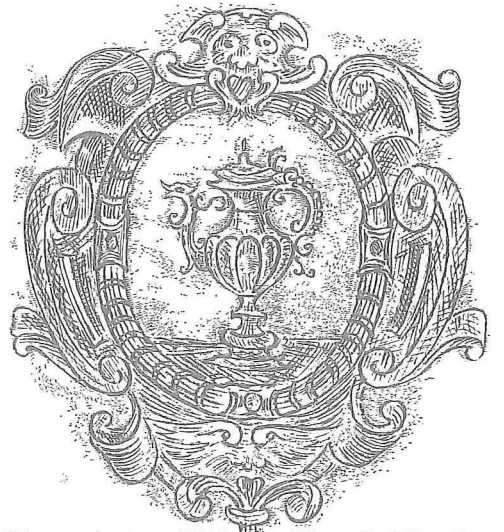


Eine Zierde der bürgerlichen Mittagstafel waren die beiden Terrinen mit ihrem schlichten Rippenschmuck. An der Wende zum 19. Jahrhundert entstanden, lassen sie wieder Elemente zweier Stilepochen erkennen: Rokoko und Klassizismus.

Auch das Weinkännchen aus dem Ratskeller, nach seiner übergroßen Tülle „Schnabelkännchen“ genannt, zeigt den eingravierten Greifen, das Wappentier der Stadt Rostock. Johann Christian Gottespennig goß es 1764 (Abb. rechts).

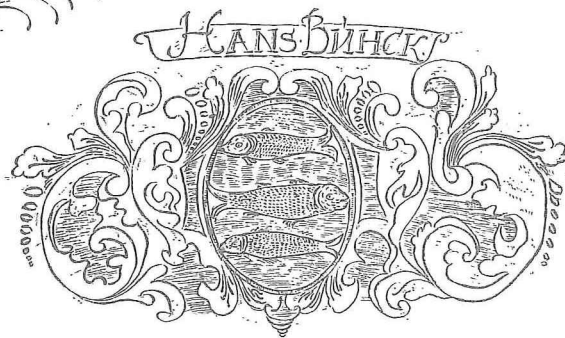
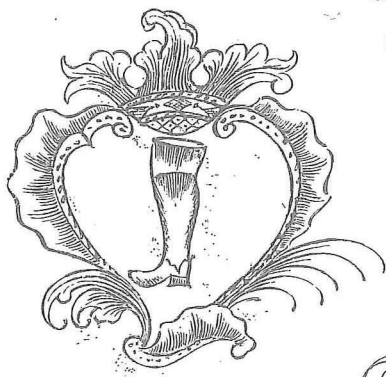
Ornamentik

Die gebräuchlichste Schmucktechnik der Zinngießer war, wie bereits erwähnt, die Gravur, wofür in den süd- und westdeutschen Zentren vielfach professionelle Stecher und Graveure herangezogen wurden. Bei den Rostocker Zinngießern ist solches bisher nicht nachgewiesen. Die figürlichen Darstellungen auf diesen Seiten wie auch auf S. 11 und 12 zeugen weniger von künstlerischer Meisterschaft als vielmehr von naiver, urwüchsiger Schaffensfreude, doch gerade das macht ihren spezifischen Reiz aus. Sie sind Belege echter Volkskunst.



Die gerippten Flächen vieler Gefäße des 18. Jahrhunderts boten wenig Raum für weitere Ornamente, umso mehr aber die glatten Wandungen der Kannen, Krüge und Pokale. Soweit es sich um Zunftgefäße handelte, waren die Ämter und Beliebigungen sehr darauf bedacht, daß ihre Zunftzeichen und Namen von dem Geschirr abzulesen waren. Die Embleme der Ämter wurden meist von dekorativen Ornamenten umgeben. Der Pokal der Zinngießer von 1678 (Abb. S. 1) zum Beispiel zeigt das Zunftzeichen, die Kanne, inmitten eines von Rollwerk und Masken eingefassten Kranzes – typische Ornamentformen des 17. Jahrhunderts (Abb. oben).

Auf der Kanne der Pantoffelmacher und der des Schusteramtes sind Stiefel und Pantöffelchen von der zierlich gerundeten Rocaille, dem Muschelornament des Rokoko, umgeben (Abb. links). Bei beiden gipfelt dieses in einer Krone, deren Zacken an bewegtes Blattwerk erinnern. Die Helmkrone über dem Handwerkszeichen kommt in jener Zeit häufig vor. Ein Medaillon mit drei schwimmenden Fischen zwischen dem modischen Muschelwerk kennzeichnet die Zunftkanne des Fischers Hans Buhck, darüber ein schlichtes Schriftband mit seinem Namen (Abb. links).



In ähnlicher Weise ließ sich, inmitten unsymmetrischer Blattrocaillen, der Schiffszimmermann Johann Jochim Mahncke anno 1731 verewigen (Abb. rechts). Auf schwankendem Kahn steht ein Mann, in beiden Händen Zimmermannswerkzeug, über ihm halten Putten noch einmal sein Monogramm. Der sinnige „Denck Spruch“ (Abb. unten) ist auf dem Rörchen der Straßenfischer von 1801 überliefert.



Auf der Kanne des Schiffer Gelags von 1757 läuft die Gravierung rings um den ganzen Gefäßkörper herum. Die bewegte Klage des offenbar von Neidern verfolgten Schiffers ist nicht ganz leicht zu entziffern (Abb. rechts u. unten).



Das 19. Jahrhundert führt auch in der Ornamentik zu schlichten, klaren Formen zurück. An die Stelle der verspielten Rundungen treten wieder gerade Linien, zuweilen mit einer Girlande versehen, wie auf der Kanne des Schneideramtes (Abb. rechts). Oder das Emblem wird von Eichenzweigen eingerahmt, und die Schrift steht frei im Raum wie auf der



Dieses ist der Kleinbinder-Gesellen ihre Kanne.

Johann Daniel Bauer.

Johann Ludwig Trohn.

Johann Christ. Ehlers

Johann Martinus Kuhn.

1754.



Rudolph Dohausen

aus Neubrandenburg.

Johann Abendroth

aus Berlin.

Heinrich Luther

aus Rostock 1833.

Kanne der Kleinbinder = Böttcher (Abb. links). Die Krone hat freilich den Stilwechsel überdauert, sie scheint den Handwerkern noch immer unentbehrlich.

*Zum Andenken
von*

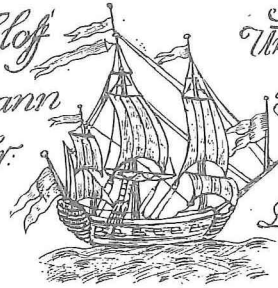
Andreas Dethloff

und

Johann Brinckmann

Rostock 19ten Febr.

1814.



*Beglückend sank dies Jahr
auf uns hernieder;
Denn hoch und frey weht
Rostocks Flagge wieder,
Und kein Douane lauert
gierig mehr.
Ha! sich gelebt sich wieder
unsre Kanne
Und so wie sonst, geleitet
aus der Ferne
Der stolze Greif die
Güter übers Meer! -*

*Das Amt der Haus-Zimmerleute ihre Kanne
Es leben die
Haus-Zimmerleute Hoch! -*

Carl Haack

Jacob Röhrl



1815.

Einige Inschriften nehmen auch Stellung zu Ereignissen ihrer Zeit, wie auf der Kanne der Schiffer Gesellschaft von 1814 der gereimte Jubel über die Aufhebung der Kontinental-sperre (Abb. oben). Auf der Kanne der Haus-Zimmerleute von 1816 ist mit humorvoller Unbefangenheit die Lebensfreude der „kleinen Leute“ dargestellt: „Hoch leben die Haus-Zimmerleute“ – Prosit! (Abb. links).

Zinn mit Messingeinlagen

Zu den vielerlei Verzierungsarten, die wir eingangs aufzählten, gehört die Verarbeitung von Zinn mit Messing. Sie wurde besonders in Norddeutschland gepflegt, meist dort, wo auch Gelbgießer ansässig waren. Ursprünglich sollte das härtere Messing – zum Beispiel der Henkelbefestigungen oder der Profilringe um die Gefäßwand herum – den Zinngefäßen mehr Festigkeit geben und ihre Haltbarkeitsdauer verlängern. Doch dann erkannte man den eigenen Reiz des Kontrastes von goldglänzendem Messing auf mattgrauem Zinn und setzte ihn gezielt als schmückendes Element ein.

Die Rostocker Sammlung enthält eine ganze Reihe von Beispielen hierfür, zumeist aus dem 18. Jahrhundert. Wohl das schönste Stück ist die Kanne, die der Lohgerber Johan Mordzahl 1758 von Johann Christian Gottespennig arbeiten ließ. Die Gravuren auf dem Zinnkörper und in den eingelegten Ornamenten: dem Lohgerberemblem mit der Krone darüber und den seitlichen Zweigen, dazu Profilringe, Deckelplatte und Deckeldrucker aus Messing – all dies fügt sich im geschmackvollen Zusammenspiel der beiden kontrastierenden Metalle zu einer Einheit von bemerkenswerter Harmonie (Abb. links).

Eine gediegene Einlegearbeit ist auch das Messingemblem der Lohgerber auf der Wandung des Rörkens mit dem Datum 1754 aber ohne Meistermarke, was zu bestimmten Vermutungen Anlaß gibt: Das durchbrochene Ornament unterhalb des Lippenrandes kennzeichnet dieses Rörken als Vexiergefaß, das dem Zecher das Trinken tückisch erschwerte. Dem kritischen Betrachter scheint nun aber der plumpe Fuß nicht recht zu dem so kunstvoll gestalteten Oberteil zu passen, und so kommt er zu dem Schluß, daß der Fuß in späterer Zeit erneuert sein dürfte (Abb. rechts).



Ein Beispiel schöner Ausgewogenheit bietet die Einlegearbeit auf der Kanne der Böttcherältesten von 1747 (Abb. rechts), während auf dem Becher von 1791 (Abb. links) das für die Zunft der Töpfer typische Blumenornament samt Henkelvase und Podest etwas grob dargestellt ist.

Gewissermaßen eine Abart der Zinngießerkunst war die „Silberimitation“, die, in Frankreich aus der Not der Kriegslasten um die Mitte des 17. Jahrhunderts geboren, sich bald auch in Deutschland einbürgerte. „Zinn auf Silberart“ nannte man den begehrten schönen Schein, der Reichtum vortäuschte und das Zinngießerhandwerk noch einmal aufblühen ließ, ehe die Konkurrenz der rationelleren Fayence- und Steingutproduktion es endgültig zum Erliegen brachte.



19. Jahrhundert

Einiges für das 19. Jahrhundert Gültige haben wir nun schon vorweggenommen, doch sind noch weitere Aspekte zu erörtern:

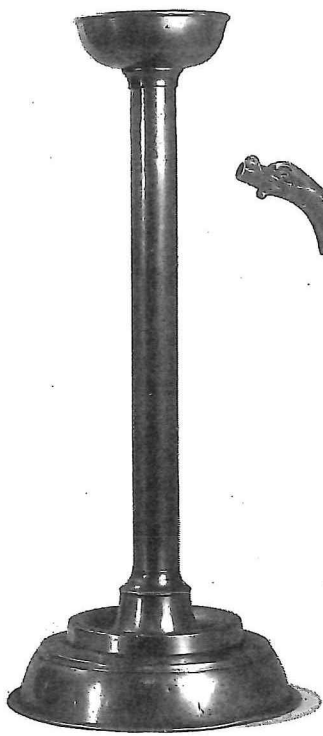


Allen Stilwandlungen zum Trotz zeigt sich ein Teil der Zunftgefäße auch jetzt noch in der altergebrachten Form. Das wird in der Rostocker Sammlung besonders deutlich bei den Kannen des Schuhmacheramtes. Ob Schenkanne oder Trinkkanne, der unkomplizierte zylindrische Kannentyp aus dem 17. Jahrhundert behauptet nach wie vor seinen Platz. Die Schuhmacher hinterließen auch eine Reihe Becher, 1821 aus der Werkstatt des Jochim Daniel Gottespfennig, einfach, schlicht und schön in Form und Dekor (Abb. unten).

Daneben treten nun aber klassizistische Elemente stärker in Erscheinung, und dabei zeigt sich, daß vielfach beide Formen fast zur gleichen Zeit unter den Händen des gleichen Meisters entstanden.

Ein interessantes Stück ist der Willkomm des Töpferamtes von 1812, der sich in seinem Aufbau grundsätzlich von den Pokalen aus früheren Jahrhunderten unterscheidet (Abb. links). Auf quadratischem Sockel ein runder Fuß, darauf erhebt sich ein glatter Schaft, der den nach unten spitz zulaufenden Körper trägt. Der glatte, leicht nach innen gewölbte Deckel mit einem Podest für den Fahnen-träger (abgebrochen) unterstreicht die Strenge der Gliederung. Deckel und Körper sind mit den für diese Zeit typischen Perlschnüren geschmückt, deren unterste mit Ösen zum Anhängen von Medaillons und Meisterzeichen versehen ist.





Auch die 42,5 cm hohe Abendmahlskanne aus der einstigen Rostocker Johanniskirche hat typisch klassizistische Formen. Der untere Teil des Körpers gleicht einer Urne, die Spitze steht auf dem kurzen Schaft des runden Fußes und ist von einem Fries aus Akanthusblättern umgeben. Der Hals ist stark eingeschnürt, der Deckel gerippt und gewölbt, den Knauf bildet eine Eichel. Die zierliche Tülle ist als Vogelkopf gestaltet, der Henkel elegant geschweift. So wirkt die Kanne vornehm, dabei aber – wie viele Stücke aus dieser Zeit – ein wenig kühl (Abb. links).

Hans Christoph Reincke schuf um die Wende zum 19. Jahrhundert den strengen, schlanken Leuchter, der mit seinen 43 cm Höhe an eine Stele gemahnt (Abb. links außen). Derselbe Meister goß 1811 die Tüllenkanne der Lohgerbergesellen (Abb. oben), die in ihrer ganzen Struktur den anderen Stücken auf dieser Seite nahesteht.

Der „Tobacks-Teller“ war eine Besonderheit der norddeutschen Zünfte, er stand beim geselligen Beisammensein zur allgemeinen Benutzung auf dem Tisch, ein flacher Teller mit hochstehendem Rand, in der Mitte residiert eine Figur (Abb. links). Der Tabaksteller der



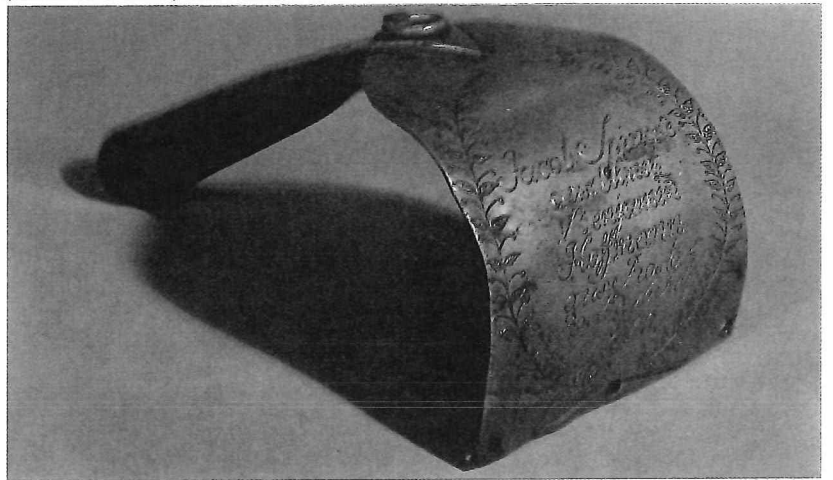


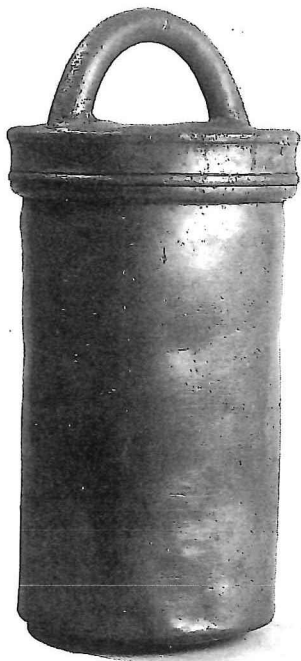
Lohgerbergesellen, datiert 1846, ist durch eine Querwand noch in zwei Hälften geteilt (Abb. 2. US).

Der volkstümliche Witz dieser Mittelfiguren findet sich in anderer Form an der Kanne der Fischergesellen wieder: Hans Chr. Reincke gab dem Deckeldrucker die Form eines Fisches (Abb. rechts und Detail).

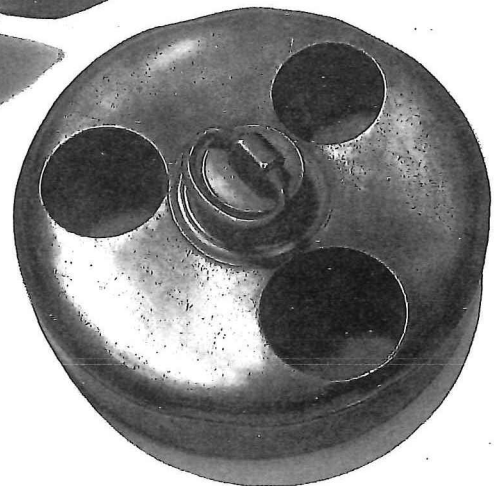
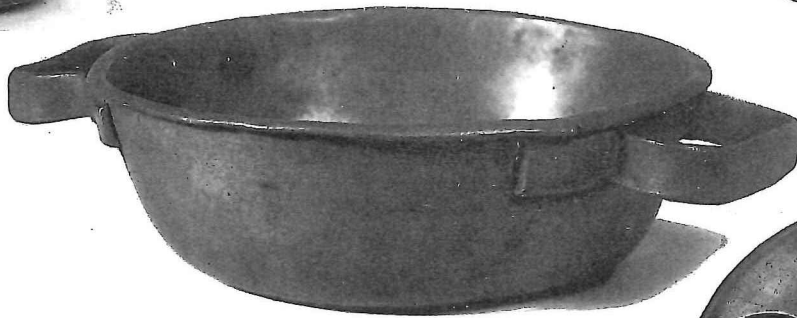
Und da wir nun bei skurrilen Formen sind, sei der Brauch früherer Zeiten erwähnt, Zunftpokale auch in Form von Zunftzeichen anfertigen zu lassen. Da gab es Schuhe und Stiefel, Tiere, Schlüssel und anderes mehr. Die hohe Zeit solcher originellen Trinkgefäße lag im 17., und sie verlief sich erst im frühen 19. Jahrhundert. In Rostock scheint diese Mode keine große Rolle gespielt zu haben, nur der Willkomm der Hutmacher-Bruderschaft von 1853 zeigt ein spätes Beispiel. Beachtenswert die geschwungene Krempe des Zylinderhutes. Auf dem flachen Deckel ist das Hutmotiv wiederholt, und der Deckeldrucker stellt ein Männlein dar, auch mit Hut (Abb. oben). So wurde das Zunftzeichen mit Humor und Phantasie gleich dreimal eingesetzt. Schöpfer des kuriosen Pokals war Peter G. Rahncke, einer der letzten Rostocker Zinngießer.

Der zinnerne Schornsteinfegerkratzer trat bei der feierlichen Freisprechung der Lehrlinge in Aktion, während des Festaktes trugen die angehenden Schwarzen Männer das mit Blättern und Namen gravierte Schaustück auf der Schulter. Es war mit bunten Bändern geschmückt, wovon die an der Schneide eingestanzten Löcher zeugen (Abb. unten). Der echte Schornsteinfegerkratzer war natürlich aus härterem Metall, aus Eisen.





Auch das Gebrauchsgerät für den Haushalt verrät teilweise künstlerischen Geschmack, es gibt aber auch ausgesprochen grob gegossene und dickwandige Gefäße. Bei den an der Wand hängenden Salzbehältern ist meist die geschweifte Rückwand ornamental schön gestaltet und mit Mäandermuster oder Blütenzweigen verziert. Der eigentliche Behälter bildet ein nach vorn gewölbtes Halbrund, das mit einem Deckel geschlossen wird. Hier tritt nur selten Gravurschmuck auf, ausgenommen Namen und Jahreszahlen (Abb. rechts). Die derb gestalteten Küchengeräte, von denen hier drei vorgestellt werden, sind in den wenigsten Fällen mit Zinnmarken gezeichnet. Der hohe Topf (Abb. links) ist ein stabiles Gefäß, in dem Speiseeis zubereitet wurde. Die solide



Henkelschale (Abb. oben) bedarf keiner weiteren Erläuterung, anders das als „Wärmflasche“ überlieferte runde Gefäß. Die drei ausgesparten Öffnungen dürften für Becher oder Flaschen, vorzugsweise Babyfläschchen bestimmt gewesen sein, deren Inhalt mittels heißen Wassers angewärmt, vielleicht aber auch mit kaltem Wasser abgekühlt werden sollte (Abb. rechts).

Jugendstilzinn

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts vollendete sich im Gefolge der rasch fortschreitenden Industrialisierung der Abstieg des Zinngießerhandwerks. Der Bedarf an Haushaltsgeschirr konnte rationeller und billiger mit fabrikmässig produzierter Massenware aus Porzellan, Steingut oder Blech gedeckt werden. So fand die Geschichte des Rostocker Zinngießeramtes nach dem Tode des seit Jahren einzigen, letzten Meisters Friedrich Carl Wulkop 1880 ihr Ende.

Es wurde aber noch mancherlei Zinngerät in Manufakturen produziert. Das mit der Konjunktur der Gründerjahre nach 1870 hochgeschwemmte Verlangen der schnell zu Reichtum gelangten Bourgeoisie nach pompösem Raumschmuck gab auch der Zinnproduktion noch einmal Auftrieb, wobei nun der den Klassizismus ablösende unschöpferische Historismus mehr und weniger monströse Kopien oder Nachahmungen historischer Stilformen und -ornamente hervorbrachte. Aus Protest gegen diese schwülstige, verlogene Nostalgiewelle erwuchs jedoch bald eine neue Stilströmung,

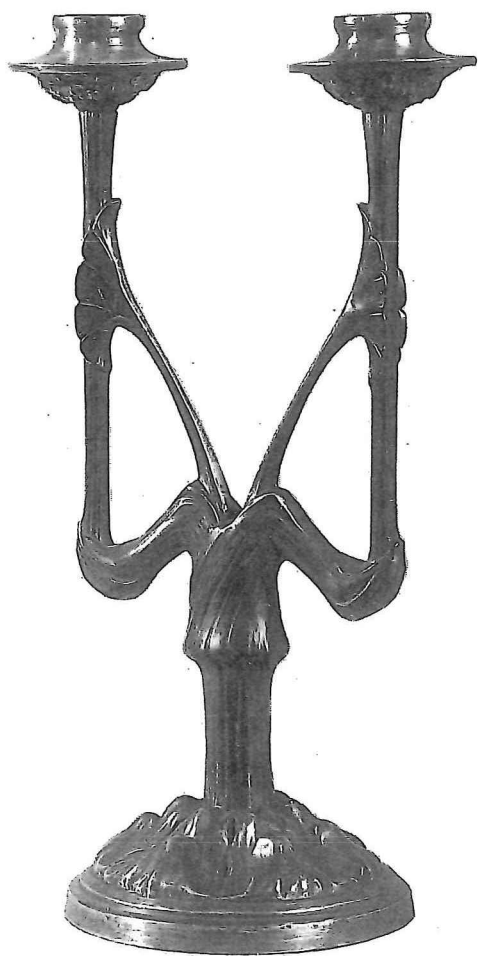
deren Name auf die 1896 gegründete Zeitschrift „Jugend“ zurückgeht: der Jugendstil mit seiner fließenden floralen Ornamentik.

Inzwischen wuchsen sich die Manufakturen zur Industrie heraus. Der bedeutendste Zinnproduzent war die Firma J. P. Kayser Sohn in Oppum bei Krefeld. 1885 gegründet und anfangs noch dem historisierenden Zeitgeschmack folgend, unterwarf sie sich zehn Jahre später ganz der dekorativen Linienführung des Jugendstils, die wir hier – da sie auch in Rostocker Wohnungen Eingang fand – mit zwei typischen Beispielen vorstellen: der Öllampe von 1905 (Abb. rechts) und der Tischfegerschaufel von 1915 (Abb. links).





Ebenfalls „Kayserzinn“ aus dem Jahre 1905 sind die beiden Stücke auf der linken Seite. Bewegte Pflanzen- und Blütengebilde gleiten in kaum plastisch hervortretendem Reliefdekor rings um die Wandung der auf vier Füßen stehenden Schale mit dem auskragenden gewellten Rand (Abb. oben). Über den Rand des flachen Tellers breiten sich neben Muscheln und Insekten die Trichterblüten bis an den Tellerpiegel aus (Abb. unten).



Der zweiarmige Leuchter ohne Marke ist ganz aus pflanzlichen Symbolen und bewegten Linien aufgebaut (Abb. unten links). Die Vase, in deren plastischer Ornamentik die botanischen Elemente wie im Wasser treibend erscheinen, trägt den Firmenstempel „Orivit“ (Abb. unten).

„Kayserzinn“ hatte zu Beginn des 20. Jahrhunderts einen guten Ruf und war sehr gefragt. Zu identifizieren ist es an der Marke, der meist noch die Modellnummer hinzugefügt ist.

In jüngster Zeit beschäftigen sich nur noch einzelne Kunsthandwerker mit dem Zinnguß. Die von ihnen angefertigten Gefäße, als „Modernes Zinn“ bezeichnet, sind überwiegend Becher, Kannen und Vasen, Leuchter und Teller. Sie sind durchweg von betont schlichter, klarer Form und zeigen auch nur sehr sparsam eingesetzte Verzierungen.



Rostocker Zinnmarken

Die Zinnmarken vermitteln uns interessante Einblicke in kulturhistorische Zusammenhänge wie auch in Besonderheiten des Zinngießerhandwerks. Ursprünglich diente die Markierung der Qualitätskontrolle, sie sollte

allzu geschäftstüchtige Meister vor Verstößen gegen die Amtsvorschriften oder unredlichen Manipulationen zurückschrecken lassen. Immer wieder kam es doch vor, daß einzelne Zinngießer den zugelassenen Bleianteil willkürlich erhöhten, um sich finanziellen Vorteil zu verschaffen, denn Blei war billiger als Zinn. Damit wurden aber die Käufer nicht nur betrogen, sie waren auch der Gefahr von Bleiver-



Jürgen Detloff
1590 Meister



Jochim Ficke d. J.
1622 Meister



Jochim Letschouw
1656 Meister



Michel Voss
1672 Meister



Jacob Schlüter
1673 Meister



Hinrich Schlüter
1701 Meister



Jochim Voss d. Ä.
1705 Meister und Zinnmarkenänderung 1718



Orlík Wösthoff
1708 Meister



Hans Conrad Gottespfennig
1714 Meister



Nicolaus Röhrdantz
1717 Meister



Jochim Voss d. J.
1745 Meister



Johann Christian Gottespfennig
1746 Meister



Benjamin Heinrich Gottespfennig
1747 Meister



Christian Schlüter
1747 Meister



Friedrich Voss
1749 Meister



Jochim Adam Hecht
1780 Meister und Feinzinnmarke



Jochim Daniel Gottespfennig
1788 Meister und Feinzinnmarke



Hans Christoph Reincke
1799 Meister

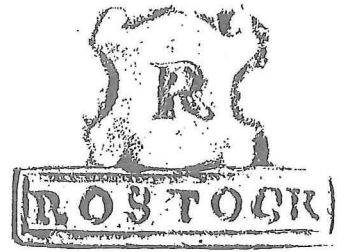
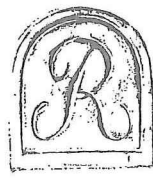
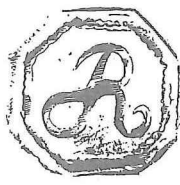
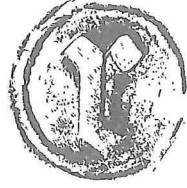
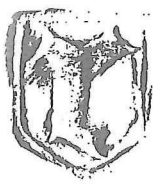


Conrad Johann Matthias Gottespfennig
1832 Meister



Peter G. Rahnecke
1846 Meister und Feinzinnmarke





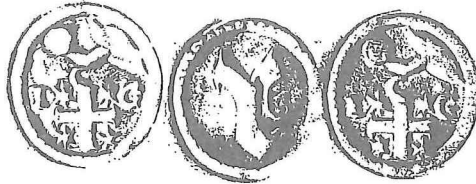
giftungen ausgesetzt, wie sie zu jener Zeit mehrfach durch minderwertige Zinngefäße hervorgerufen wurden.

Deshalb hatten schon im 14. Jahrhundert alle Zinngießer ihre Erzeugnisse dem Zunftältesten oder einem hierfür bestimmten Schaumeister zur Begutachtung vorzuweisen. So hieß es 1375 in der Satzung der Hamburger Zinngießer: „... en jeweilik cannenghetere schal syn werk marken laten myt der stad marke und ok myt synes sulves marke“. Das soll heißen: Entsprachen die „beschauten“ Stücke den Vorschriften, so wurde ihnen mit dem Stempelleisen die Marke oder das Zeichen der Stadt eingeschlagen. In Rostock war das anfangs ein kleines „r“, seit dem 18. Jahrhundert ein großes „R“. Daneben mußten die Meister ihre eigene Marke setzen. So gestatten die Zinnmarken heute neben der Ortsbestimmung vor allem die Deutung der Entstehungszeit des jeweiligen Stückes.

Als später die Zahl der Zinngießer zunahm, auch der Umfang ihrer Produktion, durften die Meister den Stadtstempel selber einschlagen, und die Obrigkeit beschränkte sich auf Stichproben in Werkstätten, Läden und Jahrmarktsbuden.

Zwei Marken waren die Regel, doch wurde 1596 auch im wendischen Ämterverband das Dreimarkensystem eingeführt. In Rostock war es üblich, bei Klarzinn die Stadtmarke zwischen zwei Meistermarken zu setzen. Mankgut wurde nur mit einer Meistermarke gezeichnet. Wenn der Schaumeister einen Verstoß gegen die Materialvorschrift feststellte, dann wurde

35



gen, er mußte seinen Stempel ändern und war damit vor aller Öffentlichkeit bloßgestellt.

So führten 1611 die Rostocker Älterleute Klage gegen den Meister Hans Meyer, weil er nicht probegerechtes Zinn verarbeitete. So oft sie bei ihm Umschau hielten, weise er nur gutes Zinn vor, sobald sie aber weg wären, fertige er „geringes guth“ an. Da dies nicht die erste Beanstandung war, wurde sein Stempel geändert, man setzte dem „r“ zwei Punctlein dabey, auff dass sie dasjenige guth, so darunter gemacht, van vorigen seinem gemachten Zeuge unterscheiden möchten“. Der gewitzte Meyer aber feilte das eine „Tüttelken“ flugs wieder ab „weil es ihm ein gross Schimpff und Verkleinerung gewesen“, wurde natürlich bald ertappt und nun vor das Gewett gebracht.

Hundert Jahre später, 1718, wurde Meister Jochim Voss aus gleichem Grunde belangt. Auch er mußte seinen Stempel ändern und seinem Zeichen die Zahl 18 hinzufügen. Außerdem mußte er sich verpflichten, alle reklamierten minderwertigen Stücke unentgeltlich umzugießen. Trotz dieser harten Strafe hatte auch er sich schon fünf Jahre später vor dem Gewett zu verantworten und wurde verurteilt, in die Mitte seines Stempels auch noch „zum Andenken“ einen großen Punkt zu setzen (siehe Abb.)...

Die nebenstehenden Abbildungen geben einige der wichtigsten Rostocker Marken aus der Sammlung des Kulturhistorischen Museums wieder und bezeugen mit den Jahreszahlen das Datum der jeweiligen Meisterwerdung.

Worterklärungen

- Akanthus** – (Bärenklau) Ornament aus dekorativ gezahntem Blattwerk
- Ältermann** – Zunftältester, Vorsitzender
- Amt** – norddeutscher Ausdruck für Zunft
- Apengeter** – Rotgießer, verarbeitete Messing zu kleineren Gegenständen
- Baluster** – dockenförmiges Geländersäulchen
- Beliebung** – Synonym für Zunft
- Beschlagwerk** – alten Truhenbeschlägen nachgebildete Ornamentform
- Bruderschaft** – Gesellen-Vereinigung
- Damm-Müller** – Müller, die am Mühlendamm wohnten
- Dreipaß** – gotisches Ornament aus drei Dreiviertelkreisen
- Fischblase** – spätgotisches meist kreisförmiges Ornamentmotiv
- Flecheln** – einen breiten Grabstichel in Zickzacklinie führen
- Gelag** – Synonym für eine Gesellschaft und ihren Versammlungsraum
- Gewett** – niederd. Aufsichtsbehörde für Handel und Gewerbe, auch Gewerbegericht
- Grapengießer** – Kessel- und Kupferschmiede
- Hangelpott** – meckl. Topf mit Henkel zum Aufhängen
- Harnischgeld** – Abgabe für die Verteidigung der Stadt
- Ketelböter** – Kesselflicker
- Kleinbinder** – Böttcher, Faßbinder für kleine Gefäße
- Kolleschal** – (Kaltschale) Trinkschale für meckl. Spezialgetränk, meist Alkohol mit eingebrocktem Gebäck
- Lade** – Dokumententruhe der Ämter
- Mäander** – griech. rechtwinklig gebrochenes Ornamentband
- Majuskel** – alt. Großbuchstabe
- Mankgut** – minderwertige Zinnlegierung mit hohem Bleianteil
- Maßwerk** – gotische Ornamentform aus durchbrochenen Kreisen und Kreisbogen
- Meisterköste** – Festessen für Amtsmitglieder
- Punze** – Prägestempel zum Einschlagen von Mustern und Marken
- Reepschläger** – Seiler
- Repoussieren** – Einhämmern von Rippen und Riefen
- Rocaille** – muschelförmiges Ornament des Rokoko
- Rolle** – (gerollt aufbewahrte) Handwerkerordnung
- Rollwerk** – Ornament mit aufgerollten Rändern
- Rörken** – nordd. kleiner Trinkkrug
- Serpentin** – (Schlangenstein) feuerbeständiges Mineral,
- Stop** – nordd. Zunftbecher mit Henkeln
- Vexiergefäß** – Scherzgefäß, aus dem sich nicht auf normale Weise trinken läßt
- Volute** – spiralförmig gerolltes Ornament
- Willkomm** – zeremonieller Zunftpokal für Begrüßungs- und Umtrunk
- Zinnfeder** – Warenprobe der Hütte für den Kunden
- Zinnprobe** – vorgeschriebenes Mischungsverhältnis von Zinn und Blei

Literaturverzeichnis

Berling, Karl: ALTES ZINN, Berlin 1920

Haedecke, Hanns-Ulrich: ZINN, Braunschweig 1973

Haedecke, Hanns-Ulrich: ZINN, Leipzig 1974

Hintze, Erwin: DIE DEUTSCHEN ZINNGIESSER UND IHRE MARKEN, Bd. 3 „Norddeutsche Zinngießer“ Leipzig 1923

Kratzenberger, Karl: ALTES NORDDEUTSCHES ZINNGERÄT UND SEINE MARKEN in: Jahrbuch der Provinz Brandenburg, Bd. 6, Berlin 1931

Mory, Ludwig: SCHÖNES ZINN, München 1972

Quellmalz/Wilsdorf/Schlegel: ZINN – IN NATUR, GESCHICHTE UND TECHNIK, Altenberg 1983

Reinicke, Wilhelm: LÜNEBURGER ZINN, Lüneburg 1947

Stará, Dagmar: MARKENZEICHEN AUF ZINN, Prag 1977

Stieda, Wilhelm: DAS AMT DER ZINNGIESSER IN ROSTOCK
in: Jahrbuch des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, Schwerin 1888

Herausgeber:
Kulturhistorisches Museum
Rostock
Redaktionelle Bearbeitung:
Susanne Fügenschuh
Fachliche Beratung:
Dr. Reinhard Schmidt
Gestaltung und Grafiken:
Peter Mehnert
Fotos:
Seifert (Umschlag),
Eschenburg
Gesamtherstellung:
Ostsee-Druck Rostock
C/83 · ODR 6090/82 8,0
ISSN 0232-9514
EVP: 5,- M

